

In zwei Welten

Autor(en): **Bührig, W.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **8 (1952)**

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN ZWEI WELTEN

von W. M. BÜHRIG, Zürich

Ein längst vergriffenes Buch liegt vor mir und bringt mir Kunde von einem nicht alltäglichen Leben, das auf dieser Erde in zwei ganz verschiedenen, sich feindlich gegenüberstehenden Welten verlaufen ist, zwischen denen die Welt des Gottesgeistes die Verbindung schuf. Es handelt sich um einen jüdischen Rabbiner, der später evangelischer Pfarrer geworden ist. Es ist schade, daß das Buch selbst nicht mehr zu haben ist!

In meiner Arbeit kommt es mir darauf an, den Menschen selbst möglichst viel zu Worte kommen zu lassen. Pfarrer Gurland ist zwar nur zum Teil Verfasser dieser Lebensgeschichte. Gedrängt von seinen Freunden hat er mehrmals angefangen über sein Schicksal zu berichten. Seine Erlebnisse erschienen ihm unwichtig, er ließ die Aufzeichnungen liegen, ein Bruchstück hier, ein Bruchstück dort. Nach seinem Tode hat seine Witwe das Vorhandene liebevoll gesammelt, durch Briefe ergänzt und die Verbindungen dazu geschrieben.

Einem strengen und düsteren Rabbiner, der in Wilna, im damaligen zu Rußland gehörenden Litauen, wohnte, wurde als zweites Kind am 29. Juni 1831 ein Sohn geboren, der Chaim genannt wurde. Es war ein schönes, lebhaftes Kind, lernbegierig und lebensfreudig. Aber gerade diese Lebensfreude wurde dem armen Knaben von dem übereifrigen Vater durch eine uns fast unbegreifliche Erziehung systematisch abgewöhnt. Von klein auf sollte sein Trachten und Sinnen der Religion zugewandt sein, da er schon in der Wiege zum Rabbiner bestimmt wurde. Und das frühreife Kind beschäftigte sich in den ersten Jahren seines Lebens mit der Frage: Was ist Gott? Die durch seine Frage in die Enge getriebene Mutter tröstet es auf den späteren Unterricht. Der Knabe war noch nicht fünf Jahre alt, als der Vater ihn an die Bibel setzte, er sollte nach Sitte der orthodoxen Juden, die keine anderen Bücher als die Schriften kennen, auch keine Fibel zulassen, daraus lesen lernen. Es wurde nicht buchstabiert, sondern ein Wort gewiesen und ge-

nannt; das Kind mußte sich das Wortbild einprägen und dieses ihm bekannte Wort unter anderen herausfinden.

Das Kind lernte gut, und seine ständigen Fragen waren dem Erzieher oft unbequem. Es wurde wieder «auf später» vertröstet. Aber das «Später» kam nicht so bald. Spiel und Vergnügen wurden dem Kind versagt, es sollte über den heiligen Schriften gebeugt sitzen und sich auf das Leben eines Gerechten vorbereiten. Mit elf Jahren war die Sehnsucht des Knaben auf das Gottschauern gerichtet. Die biblischen Geschichten machten ihm einen starken Eindruck, besonders die des Elias, der mit dem feurigen Wagen in den Himmel geholt worden ist. «Wie hat es Elias so weit gebracht?» fragte er. «Durch Fasten und Beten» war die Antwort. «Das kann ich auch!» dachte der Knabe. Eines Abends entfernte er sich heimlich vom Hause und lief in den Wald. Dort, auf einem kleinen Hügel angelangt, kniete er nieder und sagte alle Gebete auf, die er kannte. Dann wartete er auf den feurigen Wagen! Er glaubte ihn in der Abendröte zu erblicken, die dem armen Stubenhocker so gut wie unbekannt war. Wie groß mag die Enttäuschung gewesen sein, als der Himmel erlosch und er sich noch immer auf der Erde befand. Aber das von religiöser Leidenschaft beherrschte Kind verfügte über so viel Energie, daß es nicht nach Hause zurückkehrte, sondern einige Tage ohne Nahrung im Walde verblieb. Seine Angehörigen suchten es verzweifelt und fanden endlich das bewußtlose, aber noch lebende Kind im Walde wieder auf.

In der schweren Kindheit und bei der ungesunden Lebensweise, zu der ihn der Vater jetzt erst recht zwang — denn er war stolz auf seinen Sohn, der durch die Himmelfahrtsepisode eine Berühmtheit in der Stadt geworden war —, wurde der Keim zu den schweren körperlichen Leiden, die den armen Gurland so oft heimgesucht haben, sicherlich gelegt. Der Knabe mußte noch mehr über den Büchern sitzen und immerzu unter der Anleitung des Vaters lernen, nur lernen, keine Freiheit, kein Spiel, ja kein weltliches Lernen oder harmloses Spaziergehen wurde dem Kinde und nachher dem Jüngling gegönnt. Der Talmud, den der Vater als strenggläubiger Jude dem Alten Testament vorzog, befriedigte den Jüngling schon damals nicht. Statt den ganzen Tag zu lernen, stahl er sich auf den Dachboden, um dort irgendeine Räubergeschichte zu lesen oder zu

zeichnen, was er sehr gerne tat. Der Vater mißbilligte sogar das Schreiben, das der Knabe von einem Kameraden erlernte. «Ein Rabbiner muß nur seinen Namen schreiben können», sagte er.

Gurland sagt selbst von seiner Jugendzeit: «Aus dem mißmutigen Knaben war ein ernster, grübelnder Jüngling geworden. Von Natur weich und anschiegend, liebesbedürftig im hohen Grade, mit einer reichen Phantasie und Einbildungskraft ausgestattet und mit unverkennbarem Talent für Malerei und Plastik begabt, dachte er meist in Bildern, die glühende Farben trugen. Eine große Liebe zur Tierwelt sowie ein tiefer Sinn für Naturschönheit war ihm eigen. Die nackte, kalte Wirklichkeit konnte ihn nicht befriedigen, alles Unschöne und Unedle war ihm von Natur zuwider, Sklaverei in jeder Form war ihm in der Seele verhaßt. Ein wilder Freiheitsdrang erfüllte ihn ganz und verlangte ungebärdig, sich nach allen Seiten hin betätigen zu können.»

Aber als eifriger Schüler des Gesetzes bemühte er sich, alle Regungen seiner Seele zu unterdrücken. Von elf bis sechzehn Jahren besuchte er die Talmud-Tora-Schule, in der ihm eine große Freude zuteil werden sollte: in seinem Vetter Samuel gewann er einen feinfühligem und verständnisvollen Freund. Drei Briefe aus dieser Zeit sind erhalten, Gurland hat sie später selbst aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt.

Wir wissen, daß der Vater ihn zum Rabbiner bestimmt hat, er schreibt aber an den Freund: «Für die Wahrheit, für das Recht und die Wissenschaft zu leben, zu streben und tätig zu sein, schien mir ein schönes, heiteres, beneidenswertes Los». Und weiter: «Ich soll Rabbiner werden! O Gott, warum kann ich nicht Mensch sein?» Der Vater will aus ihm einen Heuchler, einen Frömmeler machen. «Am liebsten wäre es dem Vater, wenn ich über Sünden seufzte und von Paradies und Hölle schwärmte, was mir doch unmöglich ist, es sei denn, daß ich schon jetzt ein Heuchler werde!» Er wird immer wieder ans Haus und an den Talmud gefesselt, nicht einmal frische Luft gönnt ihm der Vater aus Angst, daß er die Welt lieb gewinnen könnte. «Ich sehe im Talmud nichts als kalte abstrakte Begriffe, die mir weder nützlich noch interessant sind. Wenn ich von meinem dumpfen Stübchen aus einen Hund herumlaufen sehe, denke ich: er ist reicher als du! Gott möge es mir verzeihen!»

Sein Wissensdrang treibt ihn dazu, heimlich, mit Hilfe eines weniger strenggehaltenen Verwandten, die russische Sprache zu erlernen. Wieder ist es der Dachboden, zu dem er sich flüchtet. Auch alles Christliche hat eine große Anziehungskraft für den Jüngling. Sein großer Wunsch ist, ein Bild von Jesus zu sehen. Er schreibt an seinen Freund: «Ich kann es nicht begreifen, wie diese bösen und teuflischen Geschichten, die uns von Jesus erzählt werden, mit diesem herrlichen, sanften und milden Namen sich vereinigen. Ich muß es Dir gestehen, daß bei allen schrecklichen Erzählungen, die wir als Kinder schon von unseren Lehrern über den gekreuzigten Christengott gehört haben, bei allen grauenhaften Sagen, die uns die Großmutter und Kindermagd schon fast in der Wiege von dem ‚teuflischen Zauberer‘, ‚Wundertäter‘ und ‚Verführer der Juden‘: ‚Jesus von Nazareth‘ erzählten — ich zwar jedesmal einen ergreifenden Schrecken und Schauder vor der erschreckenden Tat, aber trotzdem eine unaussprechliche Sympathie, ja ein unendliches Mitleid für diesen prächtigen Namen empfand, und mir immer wieder der Gedanke aufstieg: wer weiß, ob nicht dieser Jesus doch ein guter, wohlmeinender Mann — am Ende gar der Messias selbst — gewesen ist?»

Durch seinen Verwandten bekam er eines Tages ein russisches Buch mit Bildern zur biblischen Geschichte in die Hand. Erst entdeckte er die ihm wohlbekannten Namen der Patriarchen und Propheten, bis er auf ein Bild des Gekreuzigten stieß: «Das war mir tief ergreifend; ja, erschütternd! Je länger ich diese leidenden edlen Gesichtszüge betrachtete, desto mehr gefielen sie mir. Eine dunkle Ahnung ging mir durchs Herz, das muß ein guter, frommer Mann gewesen sein, der, wie einst die Propheten, von dem fanatischen, beschränkten Volke nicht verstanden und ihrer unmenschlichen Wut preisgegeben ward!»

Dieses Bild mußte er haben! Aber wie? Das Buch konnte er nicht behalten, also abzeichnen. Er schlich sich wieder auf das wohlbekannteste Versteck, wo ihm eine alte Heringstonne als Tisch dienen mußte, und ging ans Werk. Er fing um zehn Uhr an und wollte bis Mittag fertig werden; die Stunden verstrichen, er merkte es nicht, es dämmerte schon, und das Bild war fast fertig, als plötzlich der Vater hinter ihm stand. «Wie erstarrte ich», erzählt er selbst,

«als ich das Antlitz meines über mich gebeugten Vaters erblickte — nie sah ich eine ähnliche Wut — sein Gesicht glühte, seine Stimme schwankte, er zitterte an allen Gliedern, und knirschend rief er: ‚O Klippe, Klippe‘ (ein talmudischer Ausdruck für Teufel oder Dämon). Dann faßte er mich, schleuderte mich mit aller Kraft zu Boden, trat mich mit den Füßen und stieß mich die Bodentreppe hinunter; ich schlug mit der Stirn auf eine scharfe Kante und verlor das Bewußtsein. Als ich am dritten Tage ins Bewußtsein zurückkehrte und meine Augen aufschlagen wollte, merkte ich zu meinem Schrecken, daß ich nur das rechte öffnen konnte, das linke aber mit Pflastern verklebt und verbunden war; zu gleicher Zeit fühlte ich furchtbare Schmerzen am ganzen Körper, am heftigsten im Kopfe.»

Sein Auge hat er behalten, nur eine große Narbe blieb zurück. Er war lange krank, außerdem war zu Hause die Hölle, seinem Vater durfte er nicht begegnen, er war in dessen Augen ein Verbrecher. Schon christlich mutet uns die Bitte an seinen Freund an, den Vater nicht zu verdammen: «Er ist eigentlich mehr zu bedauern als ich. Er meint es gewiß gut, und der tiefste Grund seines Eifers ist doch die Religion.»

Auf die Dauer war ein Zusammenleben mit dem Vater nicht möglich; Chaim wurde in eine Rabbinerschule geschickt, in der er drei Jahre verbrachte, und wo er neben seinem Lehrpensum auch modernere Richtungen als die des strenggläubigen Vaters kennenlernte. Er forschte in der Bibel und in der Kabbala, warum eigentlich der Messias noch immer nicht kommt? Er sehnte sich nach Erlösung vom untragbaren Gesetz, das je länger, desto schwerer auf seinen Schultern lastete.

Nach Verlassen der Schule war er Hauslehrer bei einem Onkel, und endlich, mit 23 Jahren, versöhnte er sich mit dem Vater, kehrte nach Hause zurück und wurde zum Rabbiner geweiht. Was für Qualen diese Weihe für den armen Gurland bedeutet hat, hören wir von ihm selbst. Um Mitternacht schreibt er in sein Tagebuch: «Mein Vater war heute noch mehr als glücklich. ‚Dieser Tag ist der schönste, ja der seligste meines Lebens‘, schrieb er mit großen Buchstaben in sein Gebetbuch ein. Ach, wie verschieden lauten die Worte, die ich eben in mein Tagebuch schreibe: Dienstag, den

8. März, der schrecklichste Tag meines Lebens, ja der unseligste, denn am Altar Gottes habe ich den Vorgeschmack der Hölle empfunden. O meine armen Eltern, wie habt ihr mich an diesem Tage so gar nicht verstanden! Meine tiefe Bewegung, meine Tränen, mein blasses Gesicht — alles habt ihr mir zu gut ausgelegt! Mein Vater, wenn du wüßtest, wie tief deine Worte: ‚Er ist vom heiligen Gefühl so bewegt!‘ meine Seele gepeinigt haben! Ja, bewegt vom Gefühl, aber von welchem? Wahrlich vom ungöttlichen Gefühl. Als ich die Worte des Oberrabbiners vernahm: ‚Verpflichtest du dich, das Gesetz Gottes schriftlich und mündlich, d. h. die Tora und den Talmud — welche uns durch Mose übergeben worden —, zu üben und zu lehren?‘ da war es mir, als stände ich am Rande des Abgrundes, meine Augen starrten und meine Glieder bebten.»

Er weiß, daß er noch zu jung und zu schüchtern ist, seine Gefühle öffentlich zu vertreten. Desto eifriger sucht er in der Schrift, beugt sich über den Talmud. Nur zu gerne würde er sich von seinem Irrtum überzeugen lassen. An seinen Freund schreibt er: «Ich bin täglich überzeugt, daß nicht nur ein großer Teil des Talmuds und der Kabbala unecht, sondern auch, daß dieselben nicht als Wort Gottes anzuerkennen sind, daß sie sich gegen dasselbe richten.»

Und seine Messiasgedanken leben weiter in ihm: «Aber ich muß Dir sagen, daß bei aller Achtung und Anerkennung, die ich für die Heilige Schrift habe, viele Stellen in ihr ganz dunkel sind, besonders alle Weissagungen in den Propheten und Psalmen vom Messias und seinem Reich sind mir ein Rätsel. Wann, wie und wo soll der Messias erscheinen? Wenn nach der deutlichen Verheißung Micha 5 er in Bethlehem geboren werden soll, so müßte es doch dort noch jetzt einen Judenstaat geben; das ist nicht der Fall.» Und weiter: «Es scheint mir immer, als fehle der Heiligen Schrift etwas — der Brennpunkt, in welchem alle göttlichen Strahlen sich vereinigen. Das Gebäude ist prächtig, aber mir scheint die Spitze oder Kuppel zu fehlen, die es krönen muß!» An Samuel schreibt er noch: «Wenn du an den Talmud, der aus Menschenweisheit und Menschenatzungen besteht, mit Recht nicht glauben kannst, so hüte dich davor, daß du nicht das Kind mit dem Bade ausschüttest. Laß keinen Raum zum Zweifel an die Wahrheit und Echtheit der Schrift in deinem Herzen. Es liegt in der Tat im Worte Gottes

mehr als man erwartet, das habe ich bei meinem jetzigen Studieren und Forschen klar einsehen müssen. Wer einmal die Kraft davon erfährt, der weiß, wie wenig es möglich ist, mit Gottes Wort bekannt zu sein ohne Gott zu lieben und an seine Gnade zu glauben. Es ist in Wahrheit ein Arzneibuch, in dem jeder seine Genesung findet, der in Einfachheit und Wahrheit darin liest.»

Inzwischen hatte der Vater, der weiterhin über den erwachsenen Sohn verfügte, diesen mit einer reichen Tochter eines schon betagten Rabbiners verlobt. Die Partie war glänzend, und die Karriere des jungen Mannes sozusagen gesichert.

Er fügte sich wieder. Er heiratete bald, und äußerlich geht es ihm zunächst gut. Die Frau ist sanft und fromm, der Schwiegervater bemüht sich sogar, ihm das Leben angenehm zu gestalten. Chaim erkennt das alles dankbar an, aber er muß den greisen Schwiegervater vertreten, und das heißt jeden Sabbath predigen! Er wählt nur Texte aus der Heiligen Schrift, aber als Rabbiner kann er den Talmud nicht umgehen. «Dabei stehen mir immer die Worte Jerem. 23,28 vor den Augen: ‚Wer mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen, spricht der Herr‘. Mein Gewissen plagt mich unaussprechlich, daß ich nicht so predige, wie ich soll.»

Das war sein letzter Brief an Samuel, denn dieser stirbt, und nicht einmal ein letzter Abschied wurde den beiden beschieden.

Der junge Rabbiner, von Gewissensbissen getrieben, hat nun den Mut, öffentlich vor dem Altar sich gegen die Autorität des Talmuds und der Kabbala zu wenden. Er fordert seine Gemeinde zur Diskussion auf. Niemand meldet sich, hingegen rücken alle von ihm ab. Er darf nicht mehr predigen und muß vor dem Gericht des Oberrabbiners erscheinen. In seiner Vaterstadt steht er vor dem Elternhause und wird nicht hereingelassen. Vor dem Gericht wird falsches Zeugnis gegen ihn abgelegt, er selbst wird kaum angehört. Er wird erst durch ein weltliches Gericht gerettet und heimgeschickt.

Zwei Jahre kann er noch im Amt bleiben, dann geht es nicht weiter, und er legt sein Amt nieder. Als er seinen Entschluß der Gemeinde kundtut und sie zugleich bittet, den trüben Quell des Talmuds zu verlassen und sich an das lautere Wort Gottes zu halten, bricht ein unbeschreiblicher Sturm in der Synagoge aus, er wird

geschlagen, gestoßen, bespion und wäre auf der Stelle tot liegengelieben, wenn nicht ein alter Rabbiner, der ihn mit seinem Leibe deckte, ihm zur Flucht verholfen hätte. Acht Tage lang lag er krank zu Hause, dann mußte er allein in die Welt hinaus, seine Frau und sein Kind hatten die Verwandten geholt, und keine Bemühungen um ein Wiedersehen halfen, seine Gemeinde und seine Eltern hatten ihn verstoßen, wie Ahasverus mußte er allein und mittellos auf die Wanderschaft gehen. Drei Jahre war er Hauslehrer in Dünaburg bei einem weniger fanatischen Onkel. Später lernte er einen Kalligraphielehrer kennen, der ihn überredete, auch Schönschreiben zu lernen, um sich damit eine Existenz zu schaffen. Gurland folgte dem Rat und ging sogar auf die Wanderschaft mit dem neuen Freunde, der sich im Laufe der Zeit als ein Betrüger entpuppte, der es auf die Ersparnisse des jungen Mannes abgesehen hatte. Nach einiger Zeit trennten sie sich, aber Chaim blieb dabei, Stunden in Schönschreiben zu geben. Und er brauchte allerlei Verdienst, denn sein Vater war 1864 gestorben, und der älteste Sohn unterstützte die Mutter.

Er hatte seine Reformpläne nicht vergessen, das Wort Gottes im Alten Testament blieb das Licht auf seinem Wege, er schrieb an einem großen Werk, «Das Judentum und die Reformatoren im 17. und 18. Jahrhundert», ein Werk, das nie erschien, da der Verfasser inzwischen zum Christentum übertrat.

Ein jüdischer Hausierer hatte von einem Christen das Neue Testament, hebräisch, geschenkt bekommen. Er konnte es zwar lesen, aber nicht verstehen, so brachte er das Buch dem Rabbiner. Der Eindruck war überwältigend, aber die volle Wahrheit konnte ihm damals noch nicht aufgehen. Er erfaßte vor allem die sittlichen Forderungen der Evangelien, ohne die Heilstatsache zu erfassen. Er sah nicht so sehr das Neue in den Worten Jesu, sondern mehr das Verbindende mit dem Glauben der Väter. Ihm träumte die Verbindung der beiden Religionen, durch eine durchgreifende Reform. Dazu sollten die Juden den Talmud und die Kabbala verlassen, die Christen von ihren Dogmen Abstand nehmen, dann war der Boden da, auf dem man sich verstehen und vereinigen würde.

Mit Freude ging er an die Verwirklichung des Gedankens; er hielt Vorträge darüber und fand einige Anhänger unter den Juden.

Aber sonst erhob sich von neuem ein Sturm der Entrüstung gegen ihn, wieder einmal war er der Verräter! Er mußte die Stadt verlassen und begab sich nach Kischiniew, ein Städtchen im südwestlichen Rußland, in dem viele Juden wohnten, und wo auch ein sehr bekannter Judenmissionar, der evangelische Pastor Faltin, segensreich wirkte. Gurland bekam einige Stunden und lebte sich ein, während einer Krankheit lernte er eine junge Witwe, die ihn pflegte, kennen und lieben, und verheiratete sich mit ihr. Mit dem Pfarrer wurde er bald bekannt, die Liebe zur Heiligen Schrift führte sie zusammen. Mit der Zeit nahm der Pfarrer Unterricht in hebräischer Sprache bei dem hochgelehrten Rabbiner, und bei dieser Gelegenheit kamen sie immer mehr in tiefe religiöse Gespräche. Im Städtchen hieß es sogar, daß der Pfarrer zum Judentum übertreten wollte! Aber es kam anders. Der Pfarrer, der als ein richtiger Seelsorger warten konnte, drängte Gurland gar nicht, ja hatte ihm sogar versprochen, nicht über das Christentum zu reden. Aber ganz von selbst kamen sie mit der Zeit zum Neuen Testament, und der Pfarrer merkte wohl, daß Gott an der Seele seines jüdischen Freundes arbeitete, er betete also für ihn. Und es kam der Tag, an dem Gurland selbst zu reden und zu fragen anfing. Immer mehr reifte in ihm die Überzeugung, daß Jesus der verheißene Messias gewesen ist. Mit dem Verstand erfaßte er die Glaubenstatsachen wohl, aber es fehlte der lebendige Glaube. Wie kommt man zu ihm? Durch Gebet, hatte ihm sein Lehrer gesagt. Er ging nach Hause und verbrachte die Nacht im Gebet. Als die Sonne aufging, durchströmte ihn ein wunderbares Gefühl. Er erzählt selbst in seinen Erinnerungen, die er merkwürdigerweise aus Bescheidenheit in dritter Person verfaßt hat: «Vor seinem geistigen Auge öffnete sich eine lichte Perspektive, Einsicht und Aussicht in eine höhere Welt; er fühlte sich innerlich erfaßt von der in Christo dargereichten Vaterhand Gottes. Nicht nur mit kühlem Verstand, wie bisher, mit ganzem, vollem Herzen konnte er nun seinen Heiland im Glauben erfassen und sich ihm völlig ergeben.»

Wie staunte der Pfarrer, als Gurland ihm am nächsten Tage seinen Entschluß, Christ zu werden, eröffnete. Zunächst wollte er gar nicht an den Unterricht herangehen. «Gestern sprachen Sie noch ganz anders, und nun?» Er bat ihn, sich die Folgen seines

Schrittes zu überlegen. Aber bald merkte er, daß die Gnade in die suchende Seele eingekehrt war, und dankbar ging er an die systematische Unterweisung.

Die erste Missionsarbeit Gurlands, noch vor seiner Taufe, war die Bekehrung seiner Frau. Er hatte die Freude, daß sie ihm bald willig folgte. Er versuchte auch gleich durch Dispute über die Schrift und den Talmud an seine Glaubensgenossen zu gelangen. Ohne Erfolg: der große Bann wurde über ihn gesprochen und an allen Straßenecken der Stadt angeschlagen.

In Freude und Frieden bereitete er sich auf die Taufe vor, während der Pfarrer Schmä- und Drohbriefe erhielt und ernstliche Unruhen für den Tag der Taufe befürchten mußte. Er wollte sich schon an die Polizei wenden, um Schutz für seinen Täufling zu erbitten, aber dieser ließ es nicht zu. «Ich stehe in Gottes Schutz», sagte er, «der Herr ist mein Schild, ihm will ich vertrauen.»

Der 33jährige trat mit seiner Frau an einem Maitag an den Altar. Die Kirche war gedrängt voll, auch verschiedene Juden waren anwesend. Chaim wurde auf den Namen «Rudolf» getauft. Als die Taufe vollzogen war, sank er überwältigt vom starken Gefühl des Dankes und der Freude auf die Knie und sprach aus tiefster Seele ein Dankgebet, das mit inbrünstiger Bitte schloß, Gott wolle noch vielen aus seinem Volke Israel dies helle Licht ins Herz scheinen lassen und sie so glücklich und selig machen, wie er durch die Erkenntnis seines Messias geworden sei.

Dieses Gebet machte den tiefsten Eindruck auf die Gemeinde, die Feinde verzogen sich still nach Hause, während die jungen Christen von den neuen Glaubensgenossen umringt und beglückwünscht wurden.

Die Tür zu einer Welt schlug zu, die andere Welt mußte neu erobert werden. Es stand für Gurland fest, daß er sich der Judenmission widmen wollte. Der Pfarrer war tief davon überzeugt, daß er sich dazu hervorragend eigne, so befürwortete er seine Aufnahme zwecks Ausbildung in ein Konvikt der Mission in Berlin. Das Einleben dort war nicht einfach, galt es doch für ihn, eine fremde Sitte, eine fremde Sprache, ein fremdes Volk kennenzulernen. Aber er fand viel Entgegenkommen und Verständnis, und das große Glück: einen wahren Freund. Das war damals ein Student, später Hoch-

schulprofessor Max Besser. Diese Freundschaft hat bis zu seinem Tode angehalten.

In Berlin blieb er drei Jahre und wurde nach vollendetem Studium zum Pastor der evangelischen Kirche ordiniert.

Sein Freund und Lehrer half ihm die ersten äußeren Schwierigkeiten zu überwinden, indem er es erwirkte, daß Gurland zu seinem Gehilfen in Kischiniew ernannt wurde. So kam er in die wohlbekannte Stadt zurück. Er dachte, daß es schwer sein würde, Kontakt mit der ihm feindlich gesinnten Judenschaft zu bekommen, aber im Gegenteil, die Juden strömten ihm zu, einige zwar aus Neugier, andere aus Sensationslust oder aus äußeren Beweggründen, aber viele aus innerer Not. Gurland bekam genug zu tun, da er außer der Judenmission auch in den Schulen unterrichtete und in der Gemeinde mithalf. Er hatte schöne Erfolge bei den Juden, aber es fehlte auch nicht an Schwierigkeiten, zumal auch materieller Natur. Der getaufte Jude wurde von den Glaubensgenossen verstoßen und verlor Arbeit und Verdienst. Die Gemeinde hatte ein kleines Heim gegründet, das ständig überfüllt war, die beiden Pfarrer nahmen Täuflinge so viele sie nur irgend konnten, in ihrem Hause auf, aber das langte alles nicht. Rudolf schreibt an seinen Freund: «Wenn die Christen wüßten, welch scharfe Augen die Juden für ihre Fehler haben! Ja, wenn die Wände meines Zimmers reden könnten, sie würden erzählen, wieviel an jedem Israeliten die Lieblosigkeit seiner christlichen Umgebung verschuldet hat. O ihr würdet es mir nachfühlen, welche Verantwortung wir in bezug auf das unglückliche Volk vor Gott haben. Alle Arbeit an Israel ist und bleibt ein leerer Schall, wenn nicht unser Herz jedem einzelnen Israeliten Liebe entgegenbringt».

Solange es seine Zeit erlaubt, vertieft er sich in das Studium der Schrift. Er schreibt: «Ich erfahre es immer wieder, welche Notwendigkeit es ist, täglich wenigstens ein Kapitel aus der Heiligen Schrift zu lesen. Das ist wahrlich die Speise unseres inneren Menschen; schon das Lesen des Wortes bringt himmlischen Segen, Trost und Frieden in das heilsbedürftige Herz. Ich staune oft über die Trefflichkeit der lutherischen Übersetzung des Alten Testaments. Wie frei und ungenau Vater Luther auch oft in seiner Übersetzung ist, so trifft er doch den Nagel auf den Kopf, und die

Sprache ist so kräftig und kurz, daß man oft selbst nach langem Hin- und Hersuchen, wie der Text besser wiederzugeben wäre, schließlich doch auf seine Übersetzung zurückkommen muß.

Seine Arbeit erweitert sich ständig; er schreibt Aufsätze für verschiedene Missionsblätter und bekommt durch sie von allen Seiten Unterstützung, Aufmunterung und Gebetshilfe. Er unternimmt verschiedene Reisen in Deutschland und Rußland, um viele Vorträge zu halten.

Vier Jahre blieb Pfarrer Gurland in Kischiniew, dann holte man ihn für die Judenmission nach dem Norden Rußlands, nach Mitau, eine von Deutsch-Balten bewohnte Provinzstadt. Es wurde ihm nicht leicht, seine Arbeit und seinen Freund zu verlassen, sich wieder in eine völlig fremde Umgebung einzuleben, aber die Aufgabe lockte, da die Judenmission im Norden erst in ihren Anfängen steckte. Bald gelang es ihm, die Herzen seiner Gemeinde für die Judenmission zu erwärmen. Von seiner Aufgabe sagt er selber: «Die Arbeit an Israel ist nicht die Lieblingsarbeit eines einzelnen Geistlichen, sie ist ein Zweig der Amtstätigkeit unserer evangelischen Kirche, gestützt auf das Recht, getrieben von der Pflicht und getragen von der Verheißung, die der Herr seiner Kirche anvertraut hat. Daher müssen alle Erfolge, Freude und Leid, die wir bei dieser Arbeit erleben, als Gemeingut der Kirche mit den Glaubensgenossen in der Nähe und Ferne geteilt werden».

Die Arbeit an den Juden selbst war schwerer als an den Christen, den ganzen Haß und die Rachsucht seiner Volksgenossen mußte Gurland nochmals kennen lernen. Seine Tätigkeit führte ihn auch in verschiedene Städtchen und Ortschaften, die nur von Juden bewohnt waren und in denen er furchtbares Elend kennenlernte. Oft entging er bei seinen Hilfsversuchen, die mißverstanden wurden, mit knapper Not dem Tode. Unerschrocken und auf Gott vertrauend, wich er von seinem Wege nicht ab.

In seinem persönlichen Leben erlebte er bald einen schweren Schlag, seine Frau starb nach einer langen Krankheit, ihn als 45-jährigen Witwer zurücklassend. Das war eine schwere Prüfung für den weichen und liebebedürftigen Mann, der sehr an seiner Frau gehangen hatte. Zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau verheiratete er sich wieder mit Helene von Drachenfels, mit der er in glück-

lichster Ehe 25 Jahre lebte, und die ihm sechs muntere Söhne schenkte.

Inzwischen wurde er zum Hauptpfarrer seiner Gemeinde in Mitau gewählt, er rückte dadurch in verhältnismäßig wenigen Jahren zu einer ersten Pfarrstelle im Lande auf. In der großen Gemeinde gab es viel Arbeit, Armenpflege, Kindergottesdienste, Schulen; bald wurde es für seine schwachen Kräfte reichlich viel. Denn Pastor Gurland war stets von schwacher Gesundheit, erkrankte oft schwer, mußte verschiedene Kuren machen und sich Operationen unterziehen. Er mußte oft aussetzen, und die Judenmission geriet etwas ins Hintertreffen, was ihm ein großer Kummer war. Er trug sich mit Rücktrittsgedanken, aber die Gemeinde wollte ihn nicht lassen und feierte großartig das 25. Jubiläum seiner Priesterweihe.

Endlich legte er doch sein Amt nieder und zog nach Riga, um sich dort ganz der Judenmission zu widmen. Die neue Arbeit war wieder mit vielen Reisen und vielen Konferenzen und Vorträgen verbunden. Es ist ein Wunder, daß er sie noch leisten konnte. «Ich predige mich gesund», meinte er. «Krankheit ist eine schwere Prüfung, zumal anhaltende, das weiß ich aus Erfahrung; sie ist ein dunkles Tal. Gott gibt meist nur so viel Licht, daß wir Schritt für Schritt sehen können — aber der herrliche Ausgang ist Glaubenstreuen sicher, denn Gott führt aus dem Dunkel herrlich hinaus zum Licht».

Die Gesundheit wurde immer schlimmer, mehrmals erwartet er, ruhig und gefaßt, seine letzte Stunde. Aber es sollte noch anders kommen. Nach der letzten Operation sagte der Arzt, daß der Patient im Süden vielleicht noch 4—6 Jahre werde leben können, hier im Norden nicht. So bereitete seine Frau, während er selbst im Spital lag, die Übersiedlung nach Odessa vor. Dort, im milden, südlichen Klima, hat er noch neun Jahre gelebt.

Er hatte nun keine Pfarrei mehr und widmete alle ihm gebliebenen Kräfte der Judenmission. Diese war zunächst gar nicht so leicht, denn in der großen Stadt waren die Verhältnisse unter den Juden ganz anders als die, die er bislang gekannt hat. Hier ging es nicht mehr um Glaubensauffassungen inmitten Israels, sondern überhaupt um den Glauben. Die Juden waren «aufgeklärt», glaubten nicht an Gott und verfolgten meistens sehr weltliche Zwecke.

Trotzdem verbreitete sich bald der Ruf des neu hingezogenen Missionars, und manch ein Jude fand den Weg zu ihm.

Der alte, unermüdliche Missionar wurde bald von der amerikanischen Mission zum Superintendenten über alle ihre unterstellten Mitarbeiter in Rußland ernannt und mußte wieder manch eine Inspektionsreise unternehmen. Dann wurde ihm noch eine Aktion anvertraut: die Verteilung von neuen Testamenten in hebräischer und jiddischer Sprache unter den Juden. Jeder Christ sollte die ihm unentgeltlich von der Mission übersandten Bücher jedem Juden, mit dem er in Berührung trat, in die Hand drücken. «Denn es sei doch», meinte Pfarrer Gurland, «Ehrenschild und Dankespflicht der Christen, die das Heil und alle geistlichen Güter des Christentums Alten und Neuen Testaments von den Juden erhalten, diesen in die Irre Gehenden den Wegweiser zum Erlöser, das Evangelium, in die Hand zu drücken».

In ständiger Arbeit verliefen die letzten Lebensjahre. Die Kräfte nahmen ab, der Greis mußte dies und jenes absagen, er bekam einen tüchtigen Gehilfen und wurde selbst immer mehr auf sein Zimmer verwiesen, von wo aus weiterhin Ströme von Liebe und Hilfsbereitschaft ausgingen. Aus aller Welt bekam er materielle Mittel zugeschickt, um der Not zu steuern. Es war ein Glück, daß er äußerlich helfen konnte, als der entsetzte, bleiche, verzweifelte Strom der Flüchtlinge vor den Pogromen bei ihm Hilfe suchte. Seelisch war es ihm eine furchtbare Qual, Trost an diese Ärmsten spenden zu müssen. Sein letztes Lebensjahr verlief in Stille und Frieden. Kurz vor Ostern erkrankte er zum letztenmal, aus einer Grippe wurde eine Lungenentzündung und eine Pleuritis. Friedlich und ergeben ertrug er alle Schmerzen und Unbilden der Krankheit, die mehrere Wochen dauerte. Am 21. Mai 1905 ist er heimgegangen, im Alter von 75 Jahren.

Ein großer und doch so stiller und bescheidener Mensch war von Gott abberufen worden. Von Natur sanft und zaghaft, kein Kämpfer, sondern ein Gelehrter, ein Forscher und Beter, hat er trotzdem im Kampfe gestanden und ist keiner Gefahr aus dem Wege gegangen. Sein Ziel war das höchste: dem Willen Gottes ganz zu gehorchen. Und Gott hat ihn zum Heil geführt und zum Retter für viele gemacht.